

Hausarbeit im Rahmen der 14. Peer-Counseling-Weiterbildung (ISL), 2017/18

Erstellt von Karin Müller

Mit Tatendrang und Überschwang  
– oder wie es gut funktionieren kann

Umgang mit blinden Menschen im Erstkontakt

# Inhaltsverzeichnis

Mit Tatendrang und Überschwang.....	1
– oder wie es gut funktionieren kann.....	1
Umgang mit blinden Menschen im Erstkontakt.....	1
Inhaltsverzeichnis .....	2
1 Einleitung.....	2
2 Sind Sie schon von Geburt an blind? – und andere „spannende“ Fragen.....	2
3 Wir sehen uns!.....	5
4 Warten Sie, ich helfe Ihnen! .....	6
5 Bitte sprechen Sie mit mir! .....	8
6 Umgang in der Peer-Beratung .....	8
7 Schlussbemerkung.....	11

## 1 Einleitung

Der vorliegende Text beschäftigt sich mit den Problemen, die blinden Menschen häufig begegnen, wenn es in der Öffentlichkeit zum Kontakt mit nichtbehinderten Menschen kommt. Vieles gilt behinderungsübergreifend, jedoch beschränke ich mich auf das Thema Blindheit, da ich, selber gesetzlich als blind geltend, hier meine ganz persönlichen Erfahrungen schildere. Gleichzeitig möchte ich aufzeigen, wo häufig die Probleme und Missverständnisse anfangen, wie sie zustande kommen und welche Auswirkungen sie haben können. Zudem ist es mir wichtig, auch mögliche Strategien herauszuarbeiten, wie beide Seiten bestmöglich mit herausfordernden oder belastenden Situationen umgehen können. Diese Empfehlungen sind weder rechtlich festgeschrieben noch in Stein gemeißelt. Sie sollen den Leser zum Nachdenken anregen und womöglich auch die eine oder andere Diskussion entfachen. Um die Sachverhalte prägnant und gut verständlich darzustellen, bediene ich mich bei meinen Schilderungen des Öfteren der stilistischen Elemente wie Ironie, Sarkasmus, Übertreibung, etc. Dies sei vorher erwähnt, damit nicht der Eindruck entsteht, jemanden beleidigen, angreifen oder auf eine andere Weise diffamieren zu wollen. Diese Stilmittel sollen der Auflockerung, sowie dem Entgegenwirken von Berührungängsten dienen.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in der gesamten Arbeit darauf verzichtet, geschlechtsspezifische Formulierungen zu verwenden. Soweit personenbezogene Bezeichnungen nur in männlicher Form angeführt sind, beziehen sie sich auf alle Geschlechtsgruppen in gleicher Weise.

Nicht zuletzt möchte ich jedoch auch die Vorgehensweise in der Peer-Beratung beleuchten. Anhand eines fiktiven Beispiels möchte ich illustrieren, wie ich als Peer-Counselorin agieren würde, wenn jemand mit einem der im Folgenden geschilderten Probleme zu mir in die Beratung käme. So möchte ich sowohl die „private“ als auch die „professionelle“ Ebene von Peerarbeit darstellen.

Fangen wir also an, mitten hinein ins Geschehen. Gut aufgepasst, wo würden Sie sich selbst ertappen oder wo können Sie sich anerkennend auf die Schulter klopfen?

## 2 Sind Sie schon von Geburt an blind? – und andere „spannende“ Fragen

Diese Frage gehört zu den häufigsten, die wildfremde Leute mir stellen. Abgesehen davon, dass es sehr lästig sein kann, ein- und dasselbe ein paar Mal wöchentlich beantworten zu müssen, so weiß ich nicht recht, worin genau hier der Informationsgewinn besteht. Was genau bringt mein Gegenüber mit dieser Information weiter? Genau diese Gegenfrage könnte man freundlich verbalisieren und auf die Reaktion warten. Dann kann es sogar noch spannend werden, denn... ja... Warum ist das eigentlich wichtig? Leicht kann der Spieß dann umgedreht werden und man selber holt weitere Erkundigungen ein. Dies sollte jedoch nicht anprangernd passieren, jedoch, wenn möglich, mit Humor oder zumindest mit höflichem Interesse. Nur so können beim Gegenüber Denkprozesse in Gang gesetzt werden, von denen er eingangs dieses Gesprächs nicht zu träumen gewagt hätte und so mancher wird sich denken: „War das jetzt wirklich so wichtig?“

Eine mindestens ebenso beliebte Frage ist: Sehen Sie gar nichts mehr?... Oder nur ein Bisschen?... Oder Farben?... oder...? Hier nun kann ich eine gewisse Neugier nachvollziehen, denn das Gegenüber kann es sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie es ist, nichts zu sehen, oder nur ein bisschen, oder Farben, oder.... Doch auch wenn ich Verständnis dafür habe, dass es hier einen gewissen Attraktionsfaktor gibt, denn schließlich läuft einem ein Blinder nicht täglich über den Weg, könnte man einerseits darüber nachdenken, wie es wohl umgekehrt sein mag, wenn der Minderheit „blind“ in beträchtlicher Überzahl sehende Menschen begegnen, die genau dieselben Fragen stellen. Richtig: Irgendwann wird's lästig. Denn auch Blinde sind gestresst auf dem Weg zur Arbeit oder müde auf dem Heimweg und wollen nicht ständig immer wieder denselben Sachverhalt erklären. Andererseits kann es auch sehr komplex sein, eine hochgradige Sehbehinderung, z.B. einen Sehrest von zwei Prozent, mit dem man schon als gesetzlich blind gilt, zu erklären. Der eine sieht nur noch Schemen, der andere hell und dunkel, wieder ein anderer auch Farben und Umrisse. Was bedeutet es, 2% zu sehen? Oftmals ist es nicht in zwei Sätzen abgetan und wer hat schon Lust, Menschen, die er noch nicht einmal kennt, ständig dieselbe Leier herunterzududeln, und das ganz ohne Gegenleistung?

Oft entgegne ich dann, dass ich mir auch gar nicht vorstellen könne, wie es sei, 100% zu sehen. Ich habe den Vergleich nicht und kann deshalb auch nicht schildern, wie ich sehe. Für

mich ist mein beschränktes Sehvermögen von 2% =100%. Da ist nichts verschwommen oder verzerrt. Nur jemand, der schon einmal besser gesehen hat, kann diesen Vergleich wagen. Oft jedoch erscheint mir auch diese Erklärung zu mühevoll und ich greife, ich gebe es zu, zur Lüge „Nein, ich sehe gar nichts.“ Denn wer nichts sieht, muss weniger erklären. Diesen Ausweg wähle ich aber nur bei Passanten, die mit einer gewissen Aufdringlichkeit zu Werk gehen und bei denen die Wahrscheinlichkeit eines Wiedersehens, geschweige denn eines ausgeprägteren Kontakts verschwindend gering ist. Gerne erzähle ich über meine Behinderung, wenn man sich schon etwas kennt oder öfter miteinander zu tun bekommt, auf jeden Fall dann, wenn ich weiß, dass Interesse an meiner Person, und nicht nur Interesse an meiner Blindheit besteht.

Weiterhin kommt es sehr oft vor, dass die oben geschilderten Fragen die Einleitung für ein Gespräch sind. Das kann sich ungefähr so abspielen. Ich warte an der Bushaltestelle, da spricht mich jemand an: „Hallo, sie, darf ich sich was fragen? Sind Sie schon immer blind? Bzw. Können sie gar nichts sehen?“ Nun wurde ja schon erläutert, warum solche Fragen nicht gerade angenehm erscheinen können. Unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet kann man sie sogar als plump und in gewisser Weise auch dreist auffassen. Da wird von einem Menschen einfach mal eine Fassade herausgegriffen: die Behinderung. Das kennt man nicht, da wird gleich mal nachgefragt, schließlich bekommt man da ja Infos aus erster Hand. Doch wie wäre es, wenn jemand einmal fragen würde: „Seit wann gehen Ihnen denn schon die Haare aus?“ oder: „Seit wann leiden Sie denn schon an Übergewicht?“ oder auch „Haben Sie diesen Sprachfehler schon von Geburt an?“ Dies hört man doch eher selten in der Öffentlichkeit und versetzt man sich in die fiktiven Angesprochenen, kann man sich leicht vorstellen, was in ihnen vorgehen mag: „Warum sollte ich ausgerechnet mit einem wildfremden darüber sprechen wollen?“ Dieser Gedanke hat seine absolute Berechtigung. Hierbei handelt es sich um eine Privatsache, die man nun einmal nicht mit jedem x-Beliebigen und an jeder möglichen oder unmöglichen Orten teilen möchte. Genauso ist es mit einer Behinderung, hier eben mit dem Blindsein. Es spricht absolut nichts dagegen, in einem weiteren Gesprächsverlauf einmal nachzufragen, jedoch sollte es meiner Meinung nach nicht die Eröffnungsfrage für ein Gespräch sein, wenn man sich noch gar nicht kennt. Nicht nur, dass, wie dargelegt, die Häufigkeit dieser Fragen extrem hoch und deren Inhalt oft privat oder nicht einfach erklärbar ist, kann leicht der Eindruck entstehen, dass nur auf die Blindheit reduziert wird. Eine blinde Person ist jedoch auch Verkehrsteilnehmer, Vater,

Mutter, Schwester, Bruder, Arbeitgeber oder –Nehmer, Vereinsmitglied, Hundebesitzer, Sportler, Musiker, Künstler und vieles mehr... und eben auch blind. Es wäre schön, wenn dies in den Köpfen Einzug fände, nach und nach, damit Gespräche an der Bushaltestelle auch mal anfangen können wie: „Hübsche Jacke haben Sie da an, wo haben Sie die gekauft?“

### 3 Wir sehen uns!

Vielleicht ist es Ihnen aufgefallen: Weiter oben habe ich als blinde Autorin dieses Textes das Wort „Wiedersehen“ verwendet. Nicht? In geschriebener Form mag das wohl möglicherweise auch kein solcher Stolperstein sein, wohl aber in einer Unterhaltung. Oft rutscht meinem sehenden Gegenüber etwas heraus wie „Schau mal“, „Wirf mal einen Blick da drauf“ oder eben das banale „Auf Wiedersehen“. Während das für mich zum normalen Sprachgebrauch gehört und ich es gar nicht als ein „Herausrutschen“ empfinde, sind viele meiner Gesprächspartner zunächst mal über ihren Fauxpas entsetzt und beschämt und haben das dringende Bedürfnis, sich bei mir zu entschuldigen: „Mensch, jetzt hab ich einfach sehen gesagt, wie dumm von mir!“.

Ich bin unter mehr oder weniger normalsichtigen Menschen aufgewachsen und habe auch deren Sprachgebrauch übernommen. Mein Wunsch, und auch der der allermeisten Menschen mit Behinderung, denen ich bislang begegnet bin, ist es, so selbstverständlich wie nur irgend möglich dazuzugehören, ohne dass aufgrund der Behinderung großartige Unterschiede gemacht werden. Ja, manche blinden Menschen, mich eingeschlossen, sehen sogar fern. Meine Freundin Beate, zu 100% blind, ist sogar eine exzessive Kinogängerin und leidenschaftliche Filmexpertin. Wie funktioniert das denn? Das wäre zum Beispiel eine Frage, die man blinden Menschen im Laufe eines Gespräches stellen könnte. Doch nun wieder zurück zum Umgang mit visualisierenden Verbalisierungen. Für uns Menschen mit Blindheit stellen sie keine Beleidigung oder Diskriminierung dar, viel eher ist das Gegenteil der Fall. Lässt man sie weg oder versucht, sie mit möglichst viel Fingerspitzengefühl umzuformulieren, entsteht das Unbehagen, das man eigentlich vermeiden wollte.

„Auf Wiederhören“ sollte also auch bei blinden Menschen weiterhin ausschließlich am Telefon gebraucht werden. So oder so ähnlich erkläre ich das dann auch meinem aufgebrauchten Gegenüber und stoße damit in den meisten Fällen erst mal auf Erleichterung

und dann auch auf Verständnis: „Ja, stimmt eigentlich, das klingt ja sonst auch alles irgendwie blöd, fühl mal hin..., das sagt ja keiner“. Hier darf man sich also getrost die Kreativität für einen anderen Bereich aufsparen.

#### 4 Warten Sie, ich helfe Ihnen!

Diesen Satz habe ich schon sehr oft gehört, beispielsweise in der folgenden Situation: Ich wollte, mit meinem Langstock bewaffnet, aus dem Zug steigen. Auf einmal fühlte ich mich, kurz nach der oben genannten Ankündigung links und rechts an den Armen gepackt und aus dem Zug gezogen. Da ich auf diese Weise die Treppenstufen am Ausgang nicht wie üblich mit meinem Stock überprüfen konnte, stolperte ich und wäre beinahe gestürzt. Für ein „Danke, das schaffe ich alleine“ blieb da keine Zeit mehr, denn das Ganze ereignete sich nur innerhalb weniger Sekunden. In diesem Fall war die Hilfe also nicht nur nicht nötig, sondern auch fast schon gefährlich.

Es geht mir in diesem Kapitel nicht darum, Menschen zu kritisieren, die ihre Hilfe anbieten. Vielmehr möchte ich versuchen zu beleuchten, welche Art und welches Maß an Hilfe überhaupt hilfreich sind und ab wann man sich vor lauter Hilfe gar nicht mehr zu helfen weiß.

Was ist also in dem zuvor geschilderten Fall schief gegangen und wie hätte es für beide Seiten besser laufen können? Da sieht jemand einen Menschen, der offensichtlich eine Behinderung hat. Schnell fällt der Entschluss: Dem muss geholfen werden! Aber ist das wirklich immer so? In meinem Fall hatte ich einen genauen Plan, wie ich aus dem Zug steige, wie ich dabei meinen Langstock einsetze, mich festhalte und durch Tasten, aber auch durch Erfahrung sicher vorwärts komme. Natürlich kann das ein Fremder nicht wissen. Anstatt nun aber beherzt zuzugreifen, wäre es deshalb naheliegend gewesen, einfach zu fragen: „Brauchen Sie Hilfe?“. Dann hätte ich die Möglichkeit gehabt, „Nein danke“ zu sagen und meinen Weg sicher und alleine fortzusetzen. Genauso gut hätte es auch sein können, dass ich über Unterstützung froh gewesen wäre, aber auch das lässt sich am besten durch ein paar Worte und nicht durch sofortiges Eingreifen klären. Hier spielt nämlich dann nicht mehr das „ob“, sondern vielmehr das „wie“ eine Rolle. Menschen mit einer Behinderung sind

tagtäglich mit dieser unterwegs und wissen am besten, welche Art von Hilfe sie benötigen. Daher sollte ein „ab hier geht es alleine“ auch akzeptiert werden. Alles andere wirkt oft als ein Eingriff in die Selbstständigkeit der betreffenden Person - ja sogar als Übergriff ist in meinen Augen auch das Anfassen in jeglicher Form zu sehen. Egal, ob es sich dabei um das oben beschriebene „beherzte Zufassen“ handelt oder ob einem einfach mal schnell die Hand auf die Schulter gelegt wird, damit der blinde Mensch auch weiß, dass er gemeint ist, für mich persönlich stellt es ein absolutes No-Go dar, von fremden Menschen ungefragt berührt zu werden. Es ist mir in höchstem Maße unangenehm, da ich, sowie wohl die meisten Menschen, selber bestimmen möchte, wer mich anfasst und wer nicht. Zudem kann man furchtbar erschrecken, wenn man des Abends, tief in Gedanken versunken, auf den Bus wartet und aus heiterem Himmel und völlig unvorhergesehen eine Hand auf seinem Arm auftaucht. Natürlich passieren solche Dinge zumeist in guter Absicht, auch hier will geholfen werden und damit keine Missverständnisse entstehen, „legt man Hand an“. Besser wäre es allerdings auch hier, die betreffende Person anzusprechen. Damit klar ist, wer gemeint ist, könnte man z.B. sagen: „Hallo, ich meine Sie mit dem Blindenstock.“ Oder „Sie mit dem Hund, kann ich Ihnen helfen?“.

Natürlich gibt es hier kein „Immer“ und „nie“. Sollten Sie bemerken, dass ein blinder Mensch fröhlich und unbedacht auf eine Baugrube zusteuern, ist es besser, einmal zu übergriffig gewesen zu sein, als ihn in sein Unglück stürzen zu lassen. Dies ist aber wohl eher die Ausnahme, in der Regel gilt: ansprechen ja, anfassen nein.

Nicht selten begegnen mir im Alltag auch „stumme Gesten“. Das passiert dann, wenn ich z.B. nach einem bestimmten Weg frage. Da findet sich dann schnell ein hilfsbereiter Mensch, der auch bestens Bescheid weiß. Was ich dann oft zu hören bekomme, ist: „Da müssen sie jetzt da lang, dann da vorn abbiegen, und dann...“. Dann weiß ich, dass mein Gegenüber wild gestikuliert und in die richtige Richtung zeigt. Das hilft mir in dieser Form natürlich wenig, trotzdem ist so etwas nur allzu verständlich, denn man kann davon ausgehen, dass die wenigsten Menschen schon mal einem Blinden eine Wegbeschreibung geben mussten und das Zeigen und Gestikulieren ist ein Automatismus, der sich nun mal unter „Sehenden“ bewehrt. Es genügt meist völlig, wenn ich sage: „Ich sehe nicht, wohin Sie deuten, können Sie das bitte noch mal beschreiben?“. Dann fällt es den meisten wie Schuppen von den Augen und oft kommt es zu einem Schmunzeln auf beiden Seiten.



Hilfe kann auf viele Weise stattfinden. Wenn Unsicherheit darüber herrscht, was zu tun ist oder ob überhaupt, empfiehlt es sich in jedem Fall, die betreffenden Personen direkt zu fragen, bessere Experten zu diesem Thema lassen sich definitiv nicht finden.

## 5 Bitte sprechen Sie mit mir!

Vor einiger Zeit war ich mit einer sehenden Freundin Winterstiefel für mich kaufen. Wir sahen uns eine Zeit lang um und benötigten dann die Hilfe einer Verkäuferin. Diese war auch bereitwillig zur Stelle und wandte sich an meine Freundin: „Welche Schuhgröße hat sie denn?“

Idealer Weise hätte ich nun an ihrer Stelle antworten müssen: „Ich bin die Kundin, bitte sprechen Sie mit mir“. Das wäre höflich, aber deutlich gewesen und hätte möglicherweise auch zum gewünschten Ziel geführt. Ich muss jedoch zugeben, dass ich stattdessen ärgerlich war und „Sie hat Größe 38, und hört sie außerdem sehr gut“. Es fällt nicht immer leicht, freundlich zu bleiben und sollte dennoch das Mittel der Wahl sein. Wenn man etwas erreichen will, bringt es wenig, die Leute vor den Kopf zu stoßen, auch wenn es entmündigend und entwürdigend ist, wenn in der dritten Person über einen Anwesenden gesprochen wird. Es sollte jedoch trotzdem möglich sein, dem Gegenüber den Wind aus den Segeln zu nehmen. Dies könnte beispielsweise durch die Gegenfrage „Warum fragen Sie mich denn nicht selbst?“ geschehen. So wird man nicht beleidigend, bringt jedoch seine Botschaft gut verständlich an den Mann.

Ich möchte nicht befürworten, dass man sich lächelnd alles gefallen lassen muss. Vielmehr sollte man sich überlegen, was man erreichen möchte und wie das am besten geht. Humor und Schlagfertigkeit bringen meist mehr als eine patzige Antwort, auch wenn diese kurzfristig Erleichterung verschafft. Natürlich kann auch das nicht immer umgesetzt werden, auch hier gilt, wie so oft, das Motto: „Wir sind alle nur Menschen“.

## 6 Umgang in der Peer-Beratung

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich mich mit Situationen beschäftigt, die ich selbst oder Bekannte von mir so oder so ähnlich schon einmal erlebt haben. Der folgende Abschnitt soll illustrieren, welche Umgangsweisen es hierfür in der Peer-Beratung geben könnte. Wie kann ich als Peer-Counselorin agieren, wenn ein Klient mit einem oder mehreren der oben beschriebenen Probleme zu mir in die Beratung kommt?

Hierzu möchte ich zunächst einmal das Beispiel der oft unangemessen angewandten Hilfestellungen herausgreifen, die Menschen mit Behinderung zahlreich im Alltag begegnen. Angenommen, ein blinder Klient schildert mir die in Kapitel 2 dargestellte Situation: Er sei, ohne gefragt worden zu sein, von zwei hilfsbereiten Passanten aus dem Zug befördert worden und hätte sich dadurch beinahe verletzt. Zunächst würde ich dem Ratsuchenden einmal Raum geben, in aller Ruhe zu berichten und dies auch durch aktives Zuhören begleiten. Um sicherzugehen, dass ich das Wesentliche verstanden habe, jedoch auch, damit mein Gegenüber das Gefühl hat, von mir wertgeschätzt und ernst genommen zu werden, fände ich an dieser Stelle auch die Methode des Paraphrasierens sinnvoll, z.B. „Sie sind also gegen Ihren Willen aus dem Zug gezogen worden?“

Danach sollte herausgestellt werden, worin das Ziel der Beratung eigentlich bestehen soll. Denkbare Möglichkeiten wären hier die emotionale Entlastung und Stärkung, sowie die Entwicklung von Strategien zur zukünftigen Vermeidung oder Verringerung des Problems. Das muss mit dem Klienten klar vereinbart werden, denn es nützt wenig, jemandem, der sich, überspitzt ausgedrückt, nur seinen Frust von der Seele reden will, mit der Findung von Lösungsansätzen zu konfrontieren. Ebenso wenig macht es Sinn, Personen, die sich nicht dafür zugänglich zeigen, mit zu viel „Gefühlsduselei“, zu behelligen. Wohl aber wäre eine Kombination aus beiden Aspekten denkbar. Davon gehe ich im weiteren Verlauf auch aus. Je nach Gesprächsverlauf könnte der nächste Schritt darin bestehen, zu erfragen, wie der Ratsuchende sich in der beschriebenen Situation gefühlt hat. Dabei ist es von großer Bedeutung, verständnisvoll und empathisch aufzutreten, z.B. „Das kann ich gut nachvollziehen, dass Sie sich da erst mal überfordert gefühlt haben.“ Um auch etwas tiefer in die Lösungsorientierung einzusteigen, könnte man sich danach erkundigen, ob es schon früher derartige Erlebnisse gegeben habe und wie diese verlaufen seien. Auf diese Weise

ließe sich herausfinden, welche Lösungsansätze bereits mit welchem Erfolg ausprobiert wurden. Es kann nämlich durchaus sein, dass der Ratsuchende schon über Lösungsmöglichkeiten verfügt, diese aber aus verschiedenen Gründen in der entsprechenden Situation nicht einsetzen konnte. Man könnte in etwa fragen: „Nachdem, was Sie mir geschildert haben, haben Sie das in der Vergangenheit ja schon ein paar mal sehr gut gelöst. „Was war diesmal anders?“ Eine weitere Möglichkeit wäre das Formulieren einer hypothetischen Frage, z.B.: „Angenommen, sie würden dieselbe Situation noch einmal erleben, was würden Sie dann anders machen, bzw. was würden Sie sich wünschen?“. Hier können dann mögliche Strategien erarbeitet werden und dabei würde es dann auch keine Rolle spielen, wenn der Klient in der Vergangenheit noch keine erfolgreichen Lösungsmöglichkeiten zur Verfügung hatte. Das Stellen von offenen Fragen ist an dieser Stelle wesentlich, denn nach dem Konzept des Peer Counseling soll der Ratsuchende keine Lösung „übergestülpt“ oder „auf dem Silbertablett serviert“ bekommen. Vielmehr geht es darum, sich einen individuellen Hilfeplan zu erarbeiten, was von der beratenden Person durch die passenden Fragen lediglich unterstützt werden soll. In bestimmten Fällen können jedoch auch geschlossene Fragen zielführend sein, etwa bei Menschen mit Lernschwierigkeiten. Hier kann es zu einfacherem Verständnis führen, wenn man z.B. fragt: „Ist das schon oft passiert? Haben Sie sich da geärgert? Wie ist es Ihnen lieber, wollen Sie gefragt werden, ob Sie Hilfe brauchen oder wollen Sie lieber selber auf die Leute zugehen?“. So kann man einer möglichen Überforderung oder Verwirrung des Klienten entgegenwirken.

In diesem Prozess der Strategieentwicklung ist es eher hinderlich, eigene Erfahrungen mit einfließen zu lassen, da dies den Ratsuchenden möglicherweise davon abbringen könnte, etwas für sich selbst zu entwickeln. Was für den Einen praktikabel und stimmig ist, muss es für den Anderen deshalb noch lange nicht sein. Möglich ist jedoch zu diesem Zeitpunkt, als Berater einfließen zu lassen, dass man ähnliche Situationen auch schon einmal erlebt hat und deshalb gut verstehen könne, wie kraftraubend, unangenehm oder herausfordernd dies sei. Das stärkt den Peer-Aspekt, da ist endlich jemand, der das auch kennt. In Anlehnung an die Methode der Familienaufstellung aus der systemischen Therapie könnte auch ein Rollenspiel durchgeführt werden. Hierbei könnte der Klient einmal seine eigene Rolle, und einmal die Rolle des helfenden Passanten einnehmen. Dies könnte einen Perspektivenwechsel unterstützen und einen neuen Blickwinkel auf das Geschehen vermitteln. Zudem könnten die erarbeiteten Schritte auf diesem Weg geübt und gefestigt

werden. Speziell in der oben geschilderten Situation geht es zu einem gewissen Teil auch um Selbstbehauptung und selbstbewusstes Auftreten. Da kommt jemand und greift ungefragt ein, missachtet also jegliche Art von Grenzen. Ein Aspekt der Zusammenarbeit könnte daher auch in der Stärkung des Klienten bestehen. Hierbei könnte man zusammen mit ihm herausarbeiten, in welchen Situationen er schon einmal selbstbewusst agiert hat und darauf basierend neue Handlungsweisen entwickeln oder bereits vorhandene stärken. Wie man in diesem Kapitel erkennen kann, bietet die Methode des Peer-Counseling eine breite Methodenvielfalt, um den Ratsuchenden Personen unterstützend zur Seite zu stehen, ohne sie jedoch zu sehr „an die Hand zu nehmen“.

## 7 Schlussbemerkung

Mit Tatendrang und Überschwang - oder wie es funktionieren kann – ja, wie geht es denn nun richtig? Ein Patentrezept kann auch die vorliegende Arbeit nicht geben. Eines jedoch zieht sich sowohl durch meine persönlichen Erlebnisse, als auch durch die Peer-Beratung: Reden, reden, reden! Es kommt darauf an, durch das Stellen der richtigen Fragen aufeinander zuzugehen.

Sei es, dass ein Passant einen Menschen mit Behinderung fragt, ob er helfen könne, sei es, dass eine behinderte Person um Hilfe bittet, oder sei es auch im Beratungsgespräch, wo es auf die richtig angewandten Gesprächsstrategien des Beraters ankommt. Trotzdem gehört es auch dazu, sich manche Äußerung oder Frage, die einem auf der Zunge liegt, lieber noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen und zu überprüfen: „Muss ich das wirklich wissen/loswerden?“. Hier sei noch einmal an die Frage nach Art und Länge der Behinderung, sowie an die patzige Antwort im Schuhgeschäft erinnert. Wenn ich die Quintessenz dieser Arbeit in einem Satz zusammenfassen müsste, wäre dies: „Fragen Sie, aber hinterfragen Sie auch Ihre eigenen Beweggründe!“